

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

16.1.1927 (No. 3)

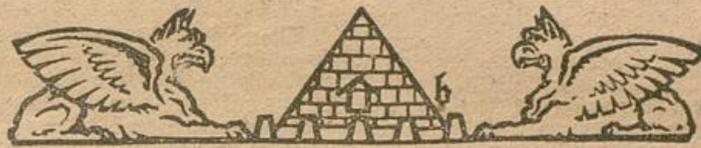
Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 3



16. Jan. 1927

Albert Weckesser / Die außerkirchlichen Zeugnisse für die
Geschichtlichkeit Jesu und Professor Dr. Drews.

Unter der Überschrift „Das wiederentdeckte echte Josephuszeugnis für die Geschichtlichkeit Jesu“ hat in Nr. 380 des „Karlsruher Tagblatts“ vom 9. Dezember 1926*) Professor Dr. Drews den Nachweis unternommen, daß die von dem Philologen Robert Eisler in einer slavischen Uebersetzung der „Altertümer“ des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus wieder aufgefundenen Nachricht über Jesus gefälscht sei. Nicht nur die sehr auffällige Aufschrift, welche Drews seinen Ausführungen voranstellte, sondern auch die Tatsache, daß eine Tageszeitung zum Zweck der Veröffentlichung gewählt worden war, machen es erklärlich, daß die Darlegungen sowohl die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregt, als auch da und dort Befremden und Entrüstung hervorgerufen haben. Dies bezeugen mehrere Zuschriften sowie zahlreiche mündliche Äußerungen, die eine Stellungnahme zu dem Dargebotenen dringend wünschen und heißen. Und doch rechtfertigt der Gegenstand, mit dem es jener Artikel zu tun hat, weder irgendwelches Aufsehen, noch Erregung, und noch viel weniger Entrüstung, da es sehr gleichgültig oder zum mindesten unerheblich und für den Leserkreis einer Tageszeitung äußerst unwichtig ist, ob das in der alt-russischen Josephus-Uebersetzung entdeckte Zeugnis über Jesus echt oder gefälscht ist. Wenn jemand sich wundern möchte, daß eine Angelegenheit, die für sich genommen nur dem Interessenkreis der Historiker und Fachgelehrten angehört, psychische Reaktionen der angezeichneten Art hervorrufen konnte, so darf diese Erscheinung keineswegs als Verkörperung eines hochgestiegenen Geschichtsinteresses seitens des Leserkreises einer Tageszeitung gedeutet werden, sondern ist vielmehr aus den begleitenden Umständen und Zwischenbemerkungen in dem Artikel zu erklären. Wenn es schon auffällig war, daß zum Zwecke des Nachweises der Unechtheit einer die Person Jesu berührenden Stelle, die sich in einer slavischen Uebersetzung der „Altertümer“ des Josephus findet, die Spalten eines täglich erscheinenden Blattes aufgesucht worden sind, so mußte die Aktualität des Gegenstandes noch wesentlich gesteigert werden durch die allgemeine Interesse in Anspruch nehmende und Aufsehen erregende Überschrift: „Das wiederentdeckte echte Josephuszeugnis für die Geschichtlichkeit Jesu“. Aber nicht nur durch diese Aufschrift, die, wie jedermann zugeben muß, die Erwartung des Lesers irreführen konnte und mußte, war den Argumentationen ein sensationelles Interesse gesichert. Vielmehr verbindet auch der Text der Beweisführung durch Zwischenbemerkungen die relativ belanglose Angelegenheit mit einer viel bedeutungsvolleren Frage, nämlich mit der Frage nach dem Vorhandensein von Zeugnissen für die Geschichtlichkeit Jesu in der zeitgenössischen nichtchristlichen Literatur. Daß nun aber mit der Frage nach dem Vorhandensein von Profanzzeugnissen für die Geschichtlichkeit Jesu die im allerhöchsten Grad wichtige Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu überhaupt eng verknüpft ist, ist in dem Artikel zwar nicht ausgesprochen, steht aber zweifellos jedem Leser klar vor Augen. Wenn der Verfasser am Schluß zu dem Ergebnis gelangt: „Es gibt kein

außerkirchliches Zeugnis über Jesus; dabei wird es sein Bewenden haben müssen“ — so ist damit die eigentliche Tendenz seiner Ausführungen klargelegt und nun auch verständlich gemacht, daß mit der Beibringung der Existenz von Profanzzeugnissen die Hypothese der Nichtgeschichtlichkeit des Stifter der christlichen Religion von neuem gestützt werden soll.

Es ist sehr begreiflich, daß der Verfasser einer kühnen Hypothese, die weit mehr Anfechtung als Billigung gefunden hat, alles, was für seine Aufstellung spricht oder zu sprechen scheint, mit beharrlichem Eifer verfolgt und ins Auge faßt. Und wer der Beurteilung der Behauptung gerecht werden möchte, wird einem tapferen Verteidiger seiner Anschauungen manches zugut halten müssen und nicht gar zu streng mit jedem Wort ins Gericht gehen dürfen. Doch der Urheber der „Christusmythe“ hat uns in seinem Zeitungsaufsatz die Annahme „mildernder Umstände“ nicht gerade erleichtert. Spricht er doch mehrfach von „christlichen“ Fälschungen und „christlichen“ Fälschern — wohl unabsichtlich — in einem Ton, der verlebend genannt werden muß. Vielleicht hat gerade das Unfaßbare und Ungreifbare, das mehr im Tone als im begrifflichen Inhalt jener Auseinandersetzung geboten ist, die oben erwähnte Beunruhigung und Erregung verstärkt.

Und nun zu dem Gegenstand selbst. Ob die in der slavischen Josephus-Uebersetzung aufgefundenen Stelle über Jesus echt oder unecht ist, das ist, wie schon oben angedeutet, für die religionsgeschichtliche Forschung eine Frage von untergeordneter Bedeutung. Verdächtig ist die Stelle zweifellos. Da die von Robert Eisler für die Echtheit vorgebrachten Gründe nicht zwingend erscheinen, halten wir uns lieber an die Erklärung von Trubekov, eines der hervorragendsten Slavisten der Gegenwart, der sich auf Befragen über den Wert von Eislers Arbeit folgendermaßen äußert: „Es gibt sehr zahlreiche Handschriften der slavischen Josephus-Uebersetzung. In keiner findet sich diese Stelle außer in der einen von Eisler beschriebenen. Das spricht von vornherein für Interpolation. Eine wissenschaftliche Untersuchung darüber von einem angesehenen Slavisten ist bisher nicht erschienen. Bis dies geschieht, muß das Urteil vertaagt werden.“

Somit ist der Begründer der Christusmythe durch eine slavistische Autorität ersten Ranges zunächst wenigstens von der Befürchtung befreit, daß seiner Hypothese von Seiten der slavischen Josephus-Uebersetzung Gefahr drohen könnte, und er hätte sich, falls ihm Trubekovs Urteil bekannt gewesen wäre, vielleicht seine von den Lesern des „Karlsruher Tagblatts“ gar nicht so leicht zu verfolgenden Beweisführungen ersparen können.

Ganz anders aber steht es mit dem von Drews nur nebenbei erwähnten Zeugnis des Historikers Tacitus, in dessen Annalen XV 44, wie jedermann weiß, eine Schilderung der im Jahre 64, also drei Jahrzehnte nach dem Tode Christi ausgebrochenen Neronischen Christenverfolgung zu finden ist. Es ist allgemein bekannt, daß diese erste im Abendland stattfindende Christenverfolgung im Jahr des großen Brandes, der den größten Teil der Stadt Rom verheerte, von Kaiser Nero dadurch veranlaßt worden ist, daß dieser die Christen der Brandstiftung bezichtigte. Mitbin ist es un widersprechlich, daß die christliche Religionsgemeinschaft schon drei Jahrzehnte nach dem rezipierten, d. h. allgemein angenommenen Todes-

*) Mit dieser Auseinandersetzung (die wegen ihres Umfangs in der Wochenschrift gegeben werden mußte) schließen wir nach Anhörung beider Parteien die Erörterung und müßten die weitere Behandlung an Fachschriften verweisen. Die Schriftleitung.

jahr Christi, von dem fernen Palästina aus sich in der Weltstadt Rom schon derartig stark ausgebreitet hatte, daß eine ins Große gehende Verfolgung gegen sie ins Werk gesetzt werden konnte. Im Zusammenhang der Taciteischen Schilderung dieser Christenverfolgung findet sich die Erwähnung der Person Christi als des Urhebers einer aus Judäa in die Weltstadt eingedrungenen Sekte. Ganz im Vorbeigehen erwähnt die Darstellung, daß der Stifter (auctor) dieser Religionsgemeinschaft unter der Regierung des Kaisers Tiberius und zur Zeit der Statthalterchaft des Pontius Pilatus mit dem Tode bestraft worden sei (supplicio affectus). Daß der Vollzug der Todesstrafe in diesem Falle nur durch Kreuzigung bewirkt sein konnte, verstand sich für jeden römischen Leser ganz von selbst, weil diese Todesart für alle Provinzialen die ein für allemal feststehende war. Unter der Voraussetzung der Echtheit dieser Taciteischen Nachricht ergeben sich fünf wichtige Punkte der Uebereinstimmung mit der Uebersetzung der Evangelien: 1. Judäa als Heimat der christlichen Glaubensgemeinschaft, 2. Christus als Stifter, 3. der Kreuzestod, 4. die Regierung des Tiberius als Zeitpunkt, 5. Pontius Pilatus als Statthalter in Judäa zur Zeit des Todes Jesu. Da der Geschichtsschreiber Tacitus nach dem Urtheil der Fachgelehrten, im Jünglingsalter stehend, die Neronische Christenverfolgung wohl als Augenzeuge miterlebte, so ist die Echtheit der Stelle, in der sich diese Nachrichten finden, von erheblicher Bedeutung. Wir können daher sehr wohl verstehen, daß es dem Begründer der Christusmythe angenehm und passend sein müßte, wenn die Interpolation der Taciteischen Nachricht erwiesen und die ganze Stelle als „christliche Fälschung“ aufgezeigt werden könnte. Professor Dr. Drews hat sich bereits mehrfach sowohl in seinem Buche „die Christusmythe“, als auch in dem fraglichen Zeitungsartikel in dieser Richtung bemüht. An der zuletzt genannten Stelle ist jedoch sein Verhalten gegenüber dem Taciteischen Christuszeugnis so auffallend, daß wir darüber nicht stillschweigend hinweggehen können. Am Eingang jener Darlegungen finden wir nämlich die etwas mehr zurückhaltende und vorsichtigere Aeußerung, daß der Glaube an die Echtheit der Christusstellen bei Josephus und Tacitus „stark erschüttert“ sei und daß „selbst“ theologischerseits zugestanden worden sei, „daß von irgendwelchem Verlaß auf jene Stelle nicht die Rede sein könne und mit der Möglichkeit christlicher Fälschungen gerechnet werden müsse“. Jedoch am Ende seiner Ausführungen hat Drews diese problematische Fassung vergessen und ruft mit Siegesgewißheit aus: „Es gibt kein außerkirchliches Zeugnis über Jesus.“ Es ist müßig zu konstatieren, daß im Laufe der Beweisführung, durch welche das wiederentdeckte Josephuszeugnis niedergestreckt wird, sich bei dem Bearbeiter der Christusmythe der Zweifel an der Echtheit des Tacituszeugnisses in die Gewißheit der Unechtheit desselben verwandelt hat. Nun aber ist der Text der Tacitusstelle so beschaffen, daß er der Verdächtigung seiner Echtheit die denkbar größten Schwierigkeiten entgegensetzt. Weit entfernt, daß er etwas Ruhmendes oder Lobendes oder auch nur Anerkennendes über Christus und die Christen enthalte, bringt er gegen die junge christliche Religionsgemeinde so starke Anschuldigungen vor, daß sie im Munde eines „christlichen Fälschers“ nicht nur als unwahrscheinlich, sondern geradezu als unmöglich angesehen werden müssen.

Da wird nicht nur die Christengemeinde ein Uebel und die christliche Lebensanschauung „ein verderblicher Aberglaube“ (exitialis superstitio) genannt, sondern auch die Christen werden als Leute bezeichnet, die „durch Freveltaten verhaßt“ sind (per flagitia invidiosos), und wenn sie auch von der Anschuldigung der Brandstiftung durch Tacitus entlastet werden, so ist doch von ihnen gesagt, daß sie „des Hasses gegen das Menschengeschlecht als überführt erachtet worden seien (odio humani generis convicti). Wenn wäre es da nicht unendlich viel leichter glaublich, daß der römische Geschichtsschreiber über die noch so junge, in zurückgezogener Verborgenheit lebende christliche Religionsgemeinde auf sein Verlangen falsch unterrichtet worden ist, als daß ein Einspruch von christlicher Seite die Glaubensgenossen mit Anschuldigungen belastet hätte, die vom christlichen Standpunkt aus als schlimmste, ja gotteslästerliche Glaubensverleugnungen hätten betrachtet werden müssen? Kurz, wie sehr wir auch spähen und blicken, es will sich nirgends auch nur der geringste Anknüpfungspunkt für eine Verdächtigung der Christusstelle bei Tacitus zeigen. Trotz dieser ungeheuren Schwierigkeiten, die der Beseitigung des Tacituszeugnisses entgegenstehen, sagt Professor Dr. Drews doch mit großer Bestimmtheit: „Es gibt kein außerkirchliches Zeugnis über Jesus.“ Eine solche Aeußerung in einer Tageszeitung, ohne jede Einschränkung ausgesprochen und noch obendrein durch die angeführte Ueberschrift mit der weitaus wichtigeren Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu in Verbindung gebracht, verdient, wie mir scheint, immerhin so viel Beachtung, daß Veranlassung vorliegt, sich darnach umzusehen, wie berufene Fachgelehrte der Gegenwart über das Tacituszeugnis in dessen Annalen urtheilen. Selbstverständlich dürfen keineswegs theologische Fachgelehrte in dieser Angelegenheit als Zeugen angerufen werden, da diese nicht nur von dem Urheber der Christusmythe, sondern auch noch von anderen Leuten als „vorgegenommen oder befangen“ angesehen werden würden. Sollen aber die angerufenen Zeugen wirkliche Fachgelehrte sein, so müssen sie in unserem Falle aus dem Kreis derjenigen Männer gewählt werden, die mit dem ganzen zeitgenössischen Christentum in der Periode der Antike und des christlichen Alterthums bekannt, in der Interpretationskunst geübt, mit Sprache und Stilart vertraut, sowie der einschlägigen Textüberlieferung und Textkritik meisterhaft kundig sind. Mitbin können für die vorliegende Beurteilung nur klassische Philologen von unbestrittenem Ruf als

sachmännische Autoritäten in Betracht kommen. Nachstehend seien die Antworten zweier hervorragender Gelehrter, die sich auf Befragen über die Echtheit der von Drews bestrittenen Tacitusstelle geäußert haben, mitgeteilt:

Geheimrat Professor Dr. von Arnim, ein Gelehrter von europäischem Ruf, dessen Rang durch seine Mitgliedschaft bei mehreren Wissenschaftsakademien bezeugt ist, schreibt: „Kein philologisch geschulter Mensch kann diese Stelle, die dem Stil und der Bestimmung des Tacitus vollkommen entspricht und im Zusammenhang sehr verwurzelt ist, der Unechtheit verdächtigen. Eine solche ganz unverdächtige Stelle zu attackieren, lediglich weil sie einer modernen, höchst problematischen Hypothese widerspricht, ist unmethodisch und unwissenschaftlich. Tacitus hat einen so eigenartigen Stil, daß ein Zufall erheblichen Umfangs von fremder Hand der Wissenschaft nicht auf die Dauer hätte verborgen bleiben können.“ Hofrat Professor Dr. Hauler, einer der genauesten Tacituskenner der Gegenwart, urteilt: „Daß die Interpolation der Christusstelle Annalen XV 44 von maßgebenden Philologen zugestanden sei, ist eine direkt die Wahrheit verdrehende oder leugnende Behauptung. In der That ist in keiner heute irgend nennenswerten Textausgabe der Annalen dieses Kapitel verdächtigt oder als unecht bezeichnet. Auch die Erklärungschriften und Kommentare hervorragender Gelehrter aller Länder betonen den echt taciteischen Charakter dieses Kapitels und bewerten die Nachrichten als hochwichtige Mittheilungen des zeitgenössischen Historikers und Augenzeugen der Neronischen Verfolgung.“

Wie verträgt sich bei dieser Sachlage die Behauptung: „Es gibt kein außerkirchliches Zeugnis über Jesus“ mit diesen von ersten Autoritäten geäußerten Urtheilen? Hier steht nicht Meinung gegen Meinung, sondern da Professor Drews zwar wohl die Autorität eines hochgeachteten Philosophen besitzt, aber auf dem Gebiet der Beurteilung der Textüberlieferung, der Textkritik, der philologischen Interpretation, der Stilart und schriftstellerischen Eigenart des Tacitus ein Laie genannt werden muß, so sind in unserem Falle der Aeußerung eines Laien sachmännische Urtheile gegenübergestellt, die für die Behauptung „Es gibt kein außerkirchliches Zeugnis über Jesus“ geradezu vernichtend lauten. Denn der Umstand, daß das Tacituszeugnis der Hypothese von der Christusmythe sehr unbequem im Wege steht, kann doch wohl kaum als gute Begründung für dessen Unechtheit gelten.

Doch man soll, um die eigene Ueberzeugung sowohl mit ritterlicher Vornehmheit, als auch mit peinlichster Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zu verteidigen, der geuerischen Ansicht, soweit als es irgend angeht, entgegenkommen und Raum geben. Nehmen wir also an, daß es Professor Drews möglich ist, nicht nur Bestreitungen der Echtheit der Tacitusstelle — wie sie in seiner „Christusmythe“ zu finden sind — zur Unterstützung seiner eigenen Anschauung anzuführen, sondern auch diese Bestreitungen als Aeußerungen namhafter Autoritäten zu erweisen und endlich noch darzutun, daß die von ihm angeführten Autoritäten als Altertumsforscher und Tacituskenner in unserem Fall als kompetent zu erachten seien, so würde in diesem Augenblicke ein Uebergang zu neuen Fällen nur das Urtheil berechtigt sein, daß die Echtheit des Tacituszeugnisses freitliege; aber auch dann ist die Behauptung „Es gibt kein außerkirchliches Zeugnis über Jesus“ in sich zusammengebrochen und hinfällig und damit die stolze Fregatte der Christusmythe eines wichtigen Segels beraubt. Wie großes Gewicht der Begründer der Christusmythe auf das vermeintliche Fehlen von Profanzengnissen für die Geschichtlichkeit Jesu offenbar legt, geht aus dem Satz, mit dem seine Ausführungen eingeleitet sind, deutlich hervor. Es heißt da: „Es ist auf christlicher Seite von jeder aufs Unangenehmste empfunden worden, daß es keine außerkirchlichen Zeugnisse für die Geschichtlichkeit Jesu gibt.“ Man kann diesem gewagten Satz mit mindestens dem gleichen Grad der Wahrscheinlichkeit sein genaues Gegenstück gegenüberstellen und behaupten, daß im Zeitalter des Archontentums, wenn die Gesamtheit der patristischen Schriftsteller ins Auge gefaßt wird, eine erstaunliche Unbekümmertheit in bezug auf die Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu herrschte, einfach deswegen, weil in jener Zeit etwaige gegenteilige Behauptungen von wirklichen Christen gar nicht ernst genommen werden konnten. Mit der hier erwähnten Unterstellung, daß die Christen „von jeher“ auf die Beibringung außerkirchlicher Zeugnisse für die Geschichtlichkeit Jesu „erwartet“ gewesen seien, hängt auch der nicht gerade freundlich zu nennende Ton zusammen, in welchem der Zeitungsartikel von „christlichen Fälschungen“ und „christlichen Fälschern“ redet. Kein Kundiger wird bestreiten, daß in der Christenheit Fälschungen vorkamen und noch vorkommen. Doch solange nicht Diebstähle und Morde und andere Schandthaten, schon deswegen, weil sie sich in einem christlichen Kulturkreis ereigneten, „christliche Diebstähle“ und „christliche Morde“ genannt zu werden verdienen, wird es auch dem alten Sprachgebrauch wohl kaum angemessen sein, in einem Zeitungsartikel von „christlichen Fälschungen“ und „christlichen Fälschern“ zu reden. Doch vielleicht sind diese Bezeichnungen weniger schlimm gemeint, als es scheint und der nach Kürze strebenden Gelehrtensprache gut zu halten.

Nach bin den Darlegungen des Professors Drews nur ungerne und widerwillig mit diesem Gegenstand in die Spalten einer Tageszeitung gefolgt, doch diejenigen Leser, die durch seine Aeußerungen teils erregt, teils beunruhigt wurden, haben einen Anspruch darauf, zu erfahren, welche Stellung der angegriffene Standpunkt zu jenen Ausführungen einnimmt.

Und nun noch ein Textes: Es gibt etwas, das allen ethisch gerichteten Menschen unendlich viel höher steht, als die wissenschaftliche Feststellung geschichtlicher Tatsächlichkeiten. Das ist die Ehrfurcht vor dem Heiligen. Es würde mir als freventlich erscheinen, irgend einem Menschen lediglich auf Grund seiner Ansichten und theoretisch formulierten Äußerungen dieses Höchste, die Ehrfurcht vor dem Heiligen abzuspochen. Von Professor Drews weiß ich aus seinen Worten und Werken, daß er dieser Ehrfurcht keineswegs unteilhaftig ist. Als Vertreter der Hartmannschen Philosophie sieht er das höchste Ziel der sittlichen Lebensgestaltung in der Niederkämpfung der gottwidrigen Fälschung und in der Ausgestaltung der im Menschen angelegten Gottebenbildlichkeit, die er in seiner Sprache das „Selbst“ des Menschen etwa im Sinn des brahmanischen Atman nennt. Mag nun sein Gottesbegriff sowie die metaphysischen Grundlagen desselben sich auch erheblich von der christlichen Gedankenwelt unterscheiden, so ist doch in dem bezeichneten ethischen Lebensziel eine gewisse Gemeinschaftsbasis als Ermöglichung einer Auseinandersetzung und Verständigung gegeben. Mag diese Gemeinschaftsbasis von dem einen als breit, von dem andern als schmal empfunden werden, so läßt sich doch wohl von ihr aus darin übereinkommen, daß die Ehrfurcht vor dem, was uns heilig ist, unausweichlich und unentrinnbar auch eine Ehrfurcht vor dem, was an der n heilig ist, einschließt. Millionen von Menschen sehen in Christus den Inbegriff und die Verkörperung des Heiligen. Millionen von Menschen sind auch nach dem Erscheinen der „Christusmythe“ von dem Zweifel an der Geschichtlichkeit Jesu unberührt. Im bolschewistischen Rußland, in welchem jede religiöse Überzeugung und Regung mit fanatischem Haß verfolgt wird, ist die Hypothese der Nichtgeschichtlichkeit Jesu mit inbrünstigem Jubel begrüßt worden, und wird in allen erdenklichen Variationen der Popularisierung als unumstößliches Ergebnis der neuesten und allerneuesten Wissenschaft verkündet. Das logische Schlußverfahren, das dabei in Anwendung kommt, ist, wenn es lediglich von der gedanklichen Seite betrachtet wird, von erheitender Komik. Man schließt: Jesus hat nicht gelebt. Also müssen die Zeugnisse, die von seiner Geschichtlichkeit reden, gefälscht sein. Sind aber die Zeugnisse, die von seiner Geschichtlichkeit reden, gefälscht, so ist damit die Nichtgeschichtlichkeit Jesu bewiesen. Wir glauben zu wissen, daß der Philosoph Drews von einer solchen Anhängerenschaft, die lediglich durch fanatischen Religionshaß geleitet ist, sich mit Absicht und Enttäuschung abwendet. Die Gegenwirkung dieser radikalsten Religionsverfolgung der bisherigen Menschheitsgeschichte ist in der erstorbenen geglaubten und so oft totgesagten Kirche der russischen Orthodogie in einem neu erwachten heroischen

Glaubenseifer und Zengennut hervorgetreten, die an die Märtyrerfreudigkeit der apostolischen Zeit erinnern und vielleicht — wenigstens für ein christliches Bewußtsein — die denkbar stärkste Widerlegung der Hypothese der Christusmythe genannt werden können. Die Überwindung der nicht vom Fanatismus, sondern vom historischen Skeptizismus eingegebenen Christusmythe kann einzig auf dem Weg stiller, besonnener, treuer und geduldi, er Forscherarbeit allmählich im Laufe der Zeit herbeigeführt werden. Vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, in der man vom christlichen Standpunkt aus dem Philosophen und Forscher Arthur Drews dankbar sein wird, daß er die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf die bisher vernachlässigte Frage der Geschichtlichkeit Jesu gelenkt und damit, wenn auch ungewollt, den Anstoß zu einer neuen, für das christliche Glaubensleben fruchtbareren Betrachtung gegeben hat. Noch ist diese Zeit nicht erschienen. Denn noch viele Fragen sind ungeklärt und manche Rätsel ungelöst. Sollte es inzwischen dem Geiste wahrer Wissenschaft und echter Humanität nicht angemessener sein, diese Frage in Büchern und Gelehrtenzeitschriften zu behandeln, statt in Tageszeitungen, deren Leser zu einem erheblichen Teil den Darlegungen von der einen wie von der andern Seite ratlos und hilflos gegenüberstehen?

*

Im Zeitalter des Wiederaufbaus können wir aus dem Geist der Zweifelsucht und Nörgelkrankheit, der uns überreich gemacht hat an Problemen und Fragen und bettelarm an Gewissheiten, nur mit Beschränkung aufschauen zu der geistesklaren, heiteren und ruhevollen Selbstbescheidung, in der der Weimarer Weise seine tiefste Ehrfurcht vor dem Heiligen bezeugt:

„Vom Himmel steigend Jesus bracht
Des Evangeliums ew'ge Schrift.
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort, es wirkt und trifft.
Er hier zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt,
Und jeder schrieb so Schritt vor Schritt,
Wie er's in seinem Sinn behielt,
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten!
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage trösten.“

Emmanuel von Bodman / Föhnstag.

Kommt über'n Berg ein Wind ins Feld,
Die Pappeln stehen betroffen.
Nun fangen sie zu laufen an,
Am Fluß bläht sich ein Segelkahn,
Am Dorfe hält die junge Welt
Dem Märs die Türen offen.

Am Weirain spricht es gelb hervor,
Weht mit im rauhen Winde.
Kein Bächlein gibt es, das nicht schwillt,
Schon liegt ein Licht verheißungsvoll
Vor jeder Treppe, jedem Tor,
Im Blick von jedem Kinde!

Ich stapfe durch das nasse Tal,
Die Wolke will zur Wiese.
Und wie der Baum im flachen Land,
Streck' ich zur Sonne meine Hand,
Daß sich von ihrem Gold ein Strahl
Auch über mich ergieße.

Joachim v. d. Golz / Verdienst und Gnade.

I.

Sie rennen ja wie eine Lokomotive! rief ein alter Herr vom Rande der Landstraße mir zu. Der Ruf klang spöttisch, es war ein sehr alter Herr. Ich schwenkte den Hut tief — es war ein Bekannter — warf mich in die Brust, als hätte ich die Worte als ein Lob meines feurigen zielbewußten Schreitens hinuntergeschluckt, und trat in die „Krone“ ein.

„Kronenwirt!“ sprach ich, ihn beim Armel nehmend und in eine Ecke der Stube führend, drinnen, „Kronenwirt!“ und indem ich einen Streifen Papier ihm in die Hand drückte und die Hand mitsamt dem Papier nochmals kräftig drückte: „Lesen Sie!“

Er brauchte Zeit, um zu begreifen, natürlich. Ich setzte mich also an einen Tisch in der Ecke gegenüber und beobachtete von dort sehr gespannt den Mann. Dabei glaubte ich aus guten Gründen mit mir zufrieden zu sein. Wäre ich zum Beispiel freudestrahlend eingetreten, um gleich loszujuchzen: Kronenwirt, ihr habt in der Lotterie gewonnen, bitte, hier steht es, 72, zwoundstzig, freut euch, was . . . das wäre unklug gewesen, man soll dem, der ein schweres geordnetes Tagewerk verrichtet, keine goldenen Kugeln zwischen die Beine werfen. Nein, ich war so verfahren, wie es

sich gegen einen Mann wie den Kronenwirt schickte. Die Glücksziffer hatte ich mit einem Rotstift angestrichen, und am Rande des Streifens fand ich eine Zeichnung, die von Kindern und Kennern bei gutem Willen . . .

Was soll dies bedeuten? sagte, den Daumen an die besagte Zeichnung schiebend, der Kronenwirt im Ton einer ruhigen Frage. Ich gestehe, daß mich seine Ruhe ein wenig verdroß.

Ein Saalbau, Kronenwirt, Ihr zukünftiger Saalbau!

Um, machte er und betrachtete weiter. Plötzlich wurde sein Gesicht hell.

Jetzt kommt es, dachte ich.

Das hier soll der Nichtbaum sein, nicht wahr, Herr Doktor?

Sonderbarer Mensch, die Nachricht, daß er auf ein Lotterielos tausend Mark gewonnen, bringt ihn nicht aus der Fassung, doch der kleine buntbehänderte Nichtbaum auf dem Kirrt des Saalbaues — das freut ihn.

Also 1000, sagte er vor sich hin, es klang, als hätte er „Ei der Tausend“ gesagt. Jetzt war ich nahe daran, verdrießlich zu werden.

Kronenwirt, sprach ich mit Nachdruck, es ist der Grundstein für den zukünftigen Saalbau!

Ja, machte er und legte sein Gesicht in Falten, als hätte ich gesagt, man wolle ihm das Vieh aus dem Stalle pfänden. Doch gleich darauf spielte ein lächelnd vornehmliches Vergnügen um seinen Mund, er kam auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte: Ich danke auch recht schön, Herr Doktor.

Bitte sehr, entgegnete ich, es ist nicht der Rede wert.

Ja, meinte er, wenn aber nun das Los nicht herausgekommen wäre?

Gut, sagte ich, dann ging es eben auf meine Tasche, so war es ausgemacht.

Also bescheiden redete ich, doch war mir ärgerlich zumute, und im geheimen machte ich meinem lieben Kronenwirt Vorwürfe. Er konnte sich schon ein wenig mehr freuen, dachte ich bei mir. Tausend Mark sind doch kein Pappentitel, der Mann arbeitet seine fünf Jahre, bis er eine solche Summe auf ordentlichem Wege erübrigt. Und hängt nicht von dem Bau des Saales das Gedeihen seiner Wirtschaft ab, da die Kronenstube nicht einmal eine kümmerliche Stube ist? Wie anders freute er sich an jenem Februarabend, als wir die Sache einfügten. Er hatte Geschichten erzählt, und am Ende brachte er aus einer Schublade Pläne hervor, Grundrisse, die er mit ungeheurer Hand selber entworfen, zu einer Zeit, als er noch hoffen durfte, auf einen grünen Zweig zu kommen. Mit dem Bauen wäre es nun vorbei, klagte er. Ich habe nie im Leben in einer Lotterie gespielt, und weiß Gott, woher mir der Einfall kam. — Ja, wenn er das Geld hätte, ein Los zu kaufen. — Mir sei gerade ein unerwartetes Honorar zugeflossen, erwiderte ich, und wenn er mir versprechen wollte, für den Fall, daß das Glück uns hold wäre, ein Häßchen von seinen köstlichen Burgundertrauben . . .

„Jetzt, Herr Doktor, eine Probe von den Burgundertrauben!“

Er stieg in den Keller, und bald stand die Karaffe mit dem rötlichen Wein auf dem Tische, zwei Gläser dabei. Alles schien in der besten Ordnung zu sein, und dennoch wurmte mich was. Ich wartete in meiner Torheit immer noch darauf, daß er sich endlich freute.

Alma, Agathe, Angela hießen die drei Schwägerinnen des Kronenwirts. Alle waren sie tüchtige und liebenswerte Mädchen, deren Hände niemals stille lagen. Alle waren sie hochgewachsen, ebenso wie auch die vierte Schwester, die Frau. Sonst aber waren es die verschiedensten Menschenkinder. Die schwarzhaarige Schmollerin Agathe konnte ihre Blicke eine lange Zeit in der Stube wandern lassen und wohl zwanzig Gegenstände betrachten, bevor sie den einundzwanzigsten, nämlich einen männlichen Gast, anfaß. Alma dagegen verstrickte jeden Kömmling, einerlei ob alt oder jung, arm oder reich, Männlein oder Weiblein. Sund, Mensch oder Stabentier in eine lustige Plauderei, deren Maschen sie so geschickt einzurichten verstand, daß auch mehrere Personen zugleich sich wohl dabei fühlten und einträchtig stille hielten, gleich den fünf Beinen eines Fisches in einem schönen warmen Strumpfe. Aber sanft und geheimnisvoll, mit einem Niederblicken ihrer Augen schaurigen Versteckenspiels, wie der lebhaftige Schwarzwald, gefährlich und die Mischel selber war Angela.

Es ist eine Gabe der Lieblinge des Glückes, daß sie einen jeden in ihrer Macht befindlichen Gegenstand zur rechten Zeit und auf eine eigentümliche Weise nutzen. So pflegte der Kronenwirt, so oft ihm ein Gast vorkam, den er gern mochte oder den er aus irgend einem Grunde auszeichnen wollte, nach Alma oder Agathe zu rufen, damit eines der Mädchen bei dem Gast die Schenkin mache. Nie hatte ich es erlebt, daß Angela zu solchem Dienst berufen wurde. Man rief nicht Angela. Sie kam und ging. Nein, ich vergesse den Dreifaltigkeitstag, als der Erzbischof zur Einweihung des Dominikanerhauses erschienen war und auf der Heimfahrt einen Beuch der „Krone“ abstattete. (Der alten Wirtin Schwester war das Patentkind einer Base seiner Gnaden.) Damals geschah es, daß Angela gerufen wurde, um dem Erzbischof ein Glas Burgunderwein zu kredenzen. Das andere Mal war es ein Kriegskamerad des Kronenwirts, sein Ältester und getreuester, der ihn besuchten kam. Angela mußte ihm einschenken. Mir selbst — ich darf es, ohne bescheiden zu sein, erwähnen. — war es im Laufe meiner drei- oder vierhundertjährigen Koftängerschaft in der „Krone“ mehrmals widerfahren, daß Alma oder auch Agathe mir das Glas füllten. Einmal an einem Abend, als ich den Abglanz

einer glücklichsten Stimmung in die Kronenstube trug, war es sogar geschehen, daß Angela sich mit an unsern Tisch setzte. Dabei blieb es. Geschenktbekommen von der Hand der schönen Angela war im Bereich des Kronenwirts daselbe, was in dem alten Preußen das Großkreuz vom Schwarzen Adlerorden war. So hoch hinaus zielten meine Erwartungen nicht. Doch gebe ich zu, daß beim Betrachten der vollen Karaffe sich einige Ansprüche in mir regten, die lebhafter wurden, als plötzlich Alma und Agathe hereinkamen. Mir einen spöttischen Guten Tag zunicke, stieg die kastanienbraune Alma auf eine Bank, empfing aus der Hand der schwarzhaarigen Agathe einen Hammer und einen eisernen Haken und begann zu hämmern, während ihre Schwester ein dreifüßiges gerahmtes Bild an den Wänden drückte.

„Man muß das Glück bei den Hörnern nehmen,“ sprach der Kronenwirt, indem er mein Glas und das feine vollschienke, und ohne mit der Wimper zu zucken: Wohlsein, Herr Doktor!

Auf den Saalbau! sagte ich freundlich, doch an meiner Leber fraß der Geier der Enttäuschung. Das Gefühl meiner Niederlage wurde noch vermehrt, als Agathe ihrer Schwester das Bild hinaufreichte, die es an dem Haken befestigte; das Bild, das nun zwischen dem ausgestopften Auerhahn und dem Glaskasten mit der Goldamsel, auch Pirol genannt, zu hängen kam, ein verführerischer Delirium aus Großmutterzeiten, war — mir zum Hohn — eine Schilderung aus der siesarischen Schlacht bei Sedan! Die Figuren auf dem Gemälde — nämlich der alte König, umgeben von seiner Generalität, auf einem Rosskavaler sitzend und den sich verneigenden glücklichen Feldherrn empfangend — waren von dem besangenen Maler in der Statur so klein gehalten worden und hatten dabei so dicke türbisartige Köpfe, daß man zwar die historischen Personen Bismarck, den Kronprinzen und Friedrich Karl wohl erkannte, aber unwillkürlich zum Lachen cereizt war. Ich lachte laut auf, doch tat es mir gleich hinterher leid.

Der Kronenwirt war klein von Statur, und er hatte in einen Serrail von lauter hochgewachsenen Weibern hineingeheiratet; sicher war es kein Zufall, und das Bild, auf welchem Könige und Prinzen in seiner eigenen Statur erschienen, stammte aus seinem Eingebachten. Hatte ich ihn kränken wollen dafür, daß er sich nach meiner Meinung nicht genug freute? Ach, es ging ihm nahe; er schob sein Glas an die schmale Kante des Tisches und stand auf, um den Platz zu wechseln. Der Schemel an der schmalen Seite war um eine Handbreit höher als die Bank, auf der er bisher gesessen!

Da, bevor er sich wieder hinsetzen konnte, ging die Tür auf, und herein trat, zwischen den beiden auseinander geschrittenen Mädchen, die wie zwei Ehrenfräuleins ihn flankierten, hindurch ein Gendarm. Wer hat nicht, und wäre er hundertmal in der vordersten Savve des Entenschnabels auf der Rutte de Mesnil gestanden, eine Anwandlung von Bangnis beim Publikum eines Gendarmen? Das ganze Jahr über hatte ich in der Kronenstube keinen Gendarmen angetroffen. Der große Mann tat gemütlich, er loderte seinen Leibriemen, setzte sich rasselnd an den runden Tisch in der Mitte des Raumes, wischte umständlich den Schweiß von seiner Stirne ab und bestellte, seinen Schnurrbart zwirbelnd, ein Viertelschen.

Angela! rief der Kronenwirt.

Ich fuhr auf wie aus einem Ameisenhaufen. Schon war er hinter dem hölzernen Gitter des Schankraumes verschwunden, stieg in den Keller. Angela! Galt das mir oder ihm? Pöcherlicher Gedanke, daß eine Angela bemüht werde für den Biedermann, den Kinderfurcher.

Alma, Agathe! posante die Stimme des Kronenwirts aus der Kellertiefe, pugt den Tisch ab, Mädels . . .

Es war kein Zweifel, welcher Tisch gemeint war, schon floggen die braunen Hände Agathens über das Holz. Der Gendarm schmunzelte.

Angela, rief der Kronenwirt, aus dem Keller auftauchend, Angela!

Er kam aus dem Verschlag hervor, auf einem Tablett das bestellte Viertelschen tragend und daneben ein geschliffenes Trinkglas, wahrhaftig! Daselbe, aus welchem der Erzbischof getrunken, daselbe, von dem er mir erzählt hatte, wie er es einst in Baccarat von einer hübschen Wittfrau durch Liebe erbeutet. Den Kristall dem Gendarmen!

(Schluß folgt.)

Helmut Richter / Am Bodensee.

Auf brauner Wange noch der Gipfel Blut,
Trunken von Sprung und Fahrt durch neuen Schnee,
Sitzt ich in einer Stadt am Bodensee
Und grüßte die perlmuttergraue Flut.

Die Möven schossen durch den Nebel tief,
Ich stand an Bord als stiller Passagier,
Doch eine Stimme von den Bergen rief
Noch einmal leis nach mir!

Da öffnete sich weit das Wolkentor,
Gold'ne Fanfaren stiegen aus dem blauen Best,
Die Alpenhäupter leuchteten hervor,
Heil'ig erklang die Melodie der Welt!

Aus steile Ufer glitt der blinde Ferge,
Fahrtausendfalt, verzaubert schlief der Gang,
Tore und Gassen klangen durch die Nebenberge
Zur Burg empvor, wo die Annette sang . . .